

## **Ansprache im Homburger Forum am 31.Oktober 1949 über das Neue Kurhaus\***

von Fried Lübbecke

Meine Damen und Herren!

Nicht leicht bin ich der Bitte Ihres Präsidenten, des Herrn Zumbruch, gefolgt, hier – gleichsam vor ganz Homburg – als Zugewanderter einige einleitende Worte zu der Diskussion über die Lage des Neuen Kurhauses zu sprechen. Zwei Überlegungen erleichterten mir den Entschluss: erstens meine seit 1919 datierende, also zwanzigjährige Zugehörigkeit zum Verkehrs- und Wirtschaftsamt der Stadt Frankfurt, die selbst heute noch nach meiner Pensionierung besteht, und zweitens meine Erfahrungen beim Wiederaufbau der Frankfurter Paulskirche. Nach dem ersten Weltkrieg erwarb die Stadt Frankfurt durch Oberbürgermeister Dr. Landmann die Aktien-Mehrheit der Homburger Kuraktiengesellschaft und unterstellte ihre Verwaltung dem genannten Amt, das noch heute den Vorsitz in der Kurverwaltung führt. Erschöpfte sich auch meine Tätigkeit im Verkehrs- und Wirtschaftsamt in der Unterstützung der Werbung für die Kuraktiengesellschaft und damit für Bad Homburg, so wurde ich durch sie mit dem Problem – ich möchte fast sagen: mit der Problematik – des Homburger Bades gut vertraut. Und was hat der Wiederaufbau der Paulskirche mit dem des Homburger Kurhauses zu tun? Sie wissen, meine Damen und Herren, dass ich 1947 von Oberbürgermeister Dr. Kolb mit der Leitung des sogenannten „Paulskirchen-Büros“ betraut wurde und sie nach kurzer Amtsführung in schroffer Form öffentlich niederlegte. Was bestimmte mich dazu? Die Erklärung der mit dem Wiederaufbau betrauten Architekten, die von mir vertretenen Körperschaften, darunter die Gemeinde der Paulskirche, hätten in die Gestaltung der neuen Paulskirche nicht hineinzureden. Die baulichen und kirchlichen Einwände von meinen Freunden und mir wurden zurückgewiesen, das Projekt der Planungsgemeinschaft hinter verschlossenen Türen ausgearbeitet, dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung ohne die von uns geforderte Parallele des von uns für richtig erklärten zweiten Projektes zur Beschlussfassung vorgelegt und von beiden

---

\* Originalmanuskript: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main S1-172 Nr. 2086. Der Text wurde lediglich geringfügig in der Orthographie, Interpunktion, der Schreibung von Eigennamen und offensichtlichen Tippfehlern angepasst. Für die Überlassung einer Kopie des Manuskripts ist Frau Prof. Dr. Barbara Dölemeyer, Bad Homburg v. d. Höhe, herzlich zu danken. Transkription: Gregor Maier (GM) 2021. – Vgl. Angelika Baeumerth, Königsschloss contra Festtempel. Zur Architektur der Kursaalgebäude von Bad Homburg vor der Höhe, Marburg 1990 (Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Bad Homburg v. d. Höhe 38); Johannes Latsch, Stein um Stein in die Zukunft – die Stadtgestalt, in: Geschichte der Stadt Bad Homburg vor der Höhe, Bd. 5: Aufbruch – Tradition – Wachstum 1948–1990, S. 119–169, hier S. 134–141; Barbara Dölemeyer, Fried Lübbecke und Emma Lübbecke-Job: kulturelles Engagement in Frankfurt und Bad Homburg, in: Jahrbuch Hochtaunuskreis 17 (2009), S. 163–169.

Gremien genehmigt. Das Ergebnis liegt vor aller Augen und hat leider der damals ausgeschalteten Opposition in allen Punkten Recht gegeben. Die neue Paulskirche ist zu jeder Verwendung als Parlament, Kirche, Konzertsaal, Vortragsraum ungeeignet. In aller Stille baut man draußen an der Bertramswiese den Rundbau einer zweiten Paulskirche, von der wir hoffen wollen, dass sie nicht die gleichen Fehler wie die erste aufweist.

Was hat diese Erfahrung mit dem neuen Kurhaus zu tun? Ich glaube: sehr viel. Zunächst die Erkenntnis, dass man bei öffentlichen Aufgaben die Öffentlichkeit nicht ausschalten soll. Man unterschätze nicht die Einsicht des nicht beamteten Bürgers, vielmehr freue man sich, wenn – wie heute abend – sich Hunderte zu einer solche Aussprache drängen und damit bekunden, wie ernst ihnen die Sache ist, wie sehr sie dies allgemeine Werk als das eigene empfinden. Aus der Liebe zur Heimat entwickelt sich die zum Staat, zur Nation – diese Liebe ist die Grundlage der von uns heute so viel zitierten und so streng erkannten Demokratie. Lernen wir von dem Fehlschlag der Paulskirche! Denken wir an die Millionen, die durch den Ehrgeiz weniger Männer und durch die sachliche Unerfahrenheit der ihnen rückhaltlos vertrauenden und zustimmenden Stadträte und Stadtverordneten verschwendet wurden, vergeudet wurden in einer Zeit, in der man mit jedem Sack Zement, mit jedem Nagel geizen müsste und sollte. Mit dem für die Paulskirche nutzlos geopfertem Material hätte man das Frankfurter Opernhaus wieder herrichten können, das jetzt als traurige Ruine trostlos zerfällt!

Was war der Grundfehler beim Wiederaufbau der Paulskirche? Man hatte ihn nicht genügend historisch durchdacht, man kannte nicht das Wort Hölderlins in seiner Hymne „Germanien“.

„Und rückwärts soll die Seele mir nicht fliehen  
Zu Euch, Vergangene!, die zu lieb mir sind,  
Denn Euer schönes Angesicht zu sehn,  
Als wär’s, wie sonst, ich fürcht’ es, tödlich ist’s  
Und kaum erlaubt, Gestorbene zu wecken.“

Ja, tödlich ist’s und kaum erlaubt, Gestorbene zu wecken! Nicht die Mauern, nicht die Dächer sterben – sondern der Geist, der sich einst diese Mauern baute, diese Dächer deckte. Lebt er noch, so darf man unbedenklich das zerfallene Haus – wie etwa das Goethehaus – wieder aufrichten. Der Irrtum des Wiederaufbaus der Paulskirche wurzelte in der romantischen Vorstellung, durch die Wiedererrichtung des alten Bauer – selbst in der modernsten Form – den Geist von 1848 aufs Neue zu wecken und in ihm den Geist für unsere Zeit zu gewinnen. Auch der Geist unserer Vorväter von 1848 ist nicht mehr der unsrige, wir streben bereits zu einem anderen politischen Ufer als die Vorkämpfer der deutschen Einheit und Freiheit.

Was hat dieser Gedankengang mit unserem Kurhaus zu tun? Auch das Kurhaus war wie die Paulskirche grade einhundert Jahre alt. Wie mit der Paulskirche verbanden sich mit dem Kurhaus für jeden Homburger – Alt- wie Neubürger – viele rührende Erinnerungen. Auch ich führte gern und oft als Vertreter der Stadtverwaltung Frankfurts in- und ausländische Gäste durch die weiten Säle und freute mich, wenn sie recht begeistert waren. Und dennoch möchte ich Ihnen eine Episode nicht vorenthalten. In meiner Begleitung spazierte 1928 einer der ersten Pariser Hoteliers durch den Goldsaal. Plötzlich meinte er: „Mon cher Mr. Lübbecke, votre salle d’or, vorte Homburg ressemblent à une comtesse charmante, mais vieillie, qui ne veut par mourir.“ – „Ihr Goldsaal, Ihr Homburg gleicht einer entzückenden, aber alternden Gräfin, die nicht sterben will.“ – und auf mein wohl etwas empörtes Gesicht fortfuhr – „mais – grâce à Dieu – ni peut pas mourir“ – „die aber, Gottseidank, auch nicht sterben kann.“ Im Stillen musste ich ihm recht geben, diese Pracht hier lag im Sterben. Sie hatte nicht das ewige Leben der Schlösser Balthasar Neumanns – sie war nur noch das leer gebliebene Gehäuse einer vergangenen Epoche – das Zweckgebilde eines Zweckes, der schon 1873 – siebzig Jahre vor der endgültigen Zerstörung durch die Bomben – sein Ende fand. Noch hatte das Kurhaus bis zum ersten Weltkrieg weiter gedient, um nach ihm – wie ich es selbst miterlebte – seinem schweren Siechtum zu verfallen.

Betrachten wir seine Geschichte! Wie kam dieser Riesenbau in das kleine Homburg? Er war ein Kind seiner Not. Not und Armut waren in Homburg seit dem Mittelalter ständig daheim. François Blanc, der Zauberer von Homburg, nannte es selbst „ein bourgade sauvage“ – ein wildes Burgnest –, es hatte an zweitausend arme Ackerbürger und Strumpfwirker, Tagelöhner und viele kleine Handelsjuden. Betrachten Sie nur die Häuschen unten in der Altstadt oder an der früheren Judengasse – der heutigen Wallstraße –, denken Sie dabei an schwäbische oder gar niederdeutsche gleichgroße Städtchen mit ihrem Reichtum und ihrer Kraft, und Sie werden erkennen, wie bescheiden, ja kümmerlich es in diesen Häuschen zuging. Als Christian Holler, der spätere große Baumeister, auf die Wanderschaft ging, gab ihm sein Vater, wie er selbst in seinen Lebenserinnerungen erzählte, einen badischen Kreuzer als einzige Wegzehrung mit. Wenn er ins Badische käme, könnte er ihn ja dort ausgeben. Hollers Vater war solch ein Homburger Häusler. Und nicht reicher als Homburg waren die übrigen sechs Dörfer der Landgrafschaft: Oberstedten, Gonzenheim, Köppern, Dornholzhausen, Friedrichsdorf und seit 1804 auch Kirdorf. 1816 kam noch die pfälzische etwas größere Grafschaft Meisenheim hinzu, ebenfalls durch die napoleonischen Kriege bis aufs Blut ausgesogen. 1850 zählten beide Grafschaften zusammen kaum 25.000 Einwohner, und die Landgrafschaft hatte eine schwebende Schuld von 1½ Millionen Gulden, gleicht heute etwa 5 Millionen Mark, die mit 6–8 Prozent

Zinsen, etwa 350.000 Mark jährlich, zu verzinsen waren. So war auch im Schloss oben meist Schmalhans Küchenmeister, die Juwelen der Landgräfin mehr im Pfandhaus als daheim, und selbst die reiche Mitgift der Prinzessin Elisabeth von England, die 1819 den Landgrafen Friedrich VI. Josef heiratete, bald vertan. Dieser Fürst, Inhaber des 4. österreichischen Husarenregimentes und K. u. K. Feldmarschall, war ein echter Husar, grimmiger Draufgänger in vielen Schlachten, der selbst noch als General in der Schlacht bei Leipzig eine schwere Wunde empfing, an der er 1829 zu früh sterben sollte, aber ohne die geringste Einsicht in den Wert des Geldes. Es hat etwas rührendes, in den Akten mitzulesen, wie seine dicke gutmütige Frau zusammen mit den Finanziers sich quälte, um einigermaßen die Landgrafschaft aus dem schleichenden Bankerott herauszubringen. Nach Friedrich VI. regierten von 1829–1866 seine Brüder Ludwig, Philipp, Gustav und Ferdinand – ein nervenkrankes Geschlecht ohne Hoffnung. 1848 starb der letzte Spross – Erbprinz Friedrich VII., der Sohn Gustavs, mit 18 Jahren, sein Vater noch im gleichen Jahre. Alsdann übernahm Ferdinand als letzter Landgraf die Regierung, wohnte ganz bescheiden als Sonderling in drei Zimmern der Orangerie, sparte und sparte, um von den Schulden herunterzukommen.

Wer regierte in Wirklichkeit in Homburg? Das Haus Rothschild in Frankfurt und die Gebrüder Blanc in Paris! Die Rothschilds waren die Hauptgläubiger und die Blancs die eigentlichen Herren. Wie war es dahin gekommen? Schon Landgraf Ludwig hatte – unter dem Druck der Rothschilds – Ausschau nach neuen Geldquellen gehalten und die Errichtung einer Spielbank in seinem Lande erlaubt, wie sie auch die kleinen Nachbarstaaten Baden, Hessen [korrekt: Nassau, G. M.] und Hessen-Cassel in Baden-Baden – Wiesbaden – Ems – Wilhelmsbad duldeten, während in den Großstaaten Frankreich und Preußen jedes Glücksspiel gesetzlich verboten war. Ein Badeort – als Versammlungsort der großen Welt – war damals für das öffentliche Glücksspiel die Grundbedingung, und sprudelte auch nur ein armseliger Säuerling wie die Quelle von Wilhelmsbad in Hanau. Nur die Fremden durften spielen; Ortsansässigen war der Zutritt zu den Spielsälen überall aus landesväterlicher Fürsorge verboten. Badereisen waren in der Zeit der teuren Postkutsche und schlechten Straßen und Herbergen für die wohlhabenden Städter und ihre Damen fast die einzige Abwechslung. Man kannte noch nicht unsere heutigen Vergnügungsreisen. Bildungsreisen – wie Goethes italienische Reise –, auch „Kavalierstouren“ genannt, zählten nicht zu den Vergnügungen, sondern bildeten, wie das Wandern der Handwerker, einen notwendigen Bestandteil der vornehmen Bildung. So blieben nur die „Badereisen“ als sommerliche Abwechslung übrig. Viele Frankfurter Damen machten in ihrem Heiratskontrakt eine alljährliche „Badereise“ zur Bedingung. In diesen wohlhabenden Kreisen des Adels, der gehobenen Kaufmannschaft und der obersten Beamtenschicht war das Spiel um

Geld eine allgemein verbreitete gesellschaftliche Sitte. Jedes Diner, jede Abendgesellschaft endete am Spieltisch.

Bin ichs noch, den du bei so viel Lichtern  
an dem Spieltisch hältst,  
oft so unerträglichen Gesichtern  
gegenüberstellst!?

beklagt sich Goethe bei seiner Braut Lili Schönemann. Die Badeorte des 18. und 19. Jahrhunderts waren also weniger Heilbäder als Treffpunkt einer auf Unterhaltung und Abwechslung erpichten Oberschicht – halt der Welt, in der man sich nicht gern langweilt.

Auch Homburg erfüllte die Vorbedingung des Bades, seitdem 1834 Medizinalrat Dr. Trapp die Heilkraft der bis dahin wild im Sodengrund – dem heutigen Kurpark – sprudelnden Salz-Quellen nachwies und Justus von Liebig für ihren Heilwert öffentlich eintrat. Bald kamen die ersten Kurgäste, darunter Prinz Wilhelm von Preußen mit seiner Gemahlin Augusta, der zweite Sohn König Friedrich Wilhelms III. von Preußen. Er war der Neffe der Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, der Gattin seines Oheims, dem Prinzen Wilhelm von Preußen – der spätere Kaiser Wilhelm I. – Als Graf von Lingen wohnte er bei Dr. Trapp in dessen neuer Villa, die ihm der Darmstädter Baudirektor Georg Moller als erstes Haus an der Promenade erbaut hatte. Auch englische Familien stellten sich bald als Kurgäste ein, wohl auf die Werbung der englischen Landgräfin Elisabeth. Leider starb sie schon im Jahre 1840.

Wie sah Homburg vor hundert Jahren aus? Neben dem Schloss lag unten im Kessel die Altstadt Homburgs, seit 1682 streckte sie in der Luisen- und Dorotheenstraße, genannt nach den Gemahlinnen der Landgrafen Friedrich II. und III. Jakob, zwei Fühler nach Osten aus – folgend dem schmalen Rücken zwischen Mühl- und Sodengrund. An diesen beiden Straßen hatten sich französische Auswanderer angebaut. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes (1682 [korrekt: 1685, GM]) verließen sie ihrem calvinischen Glaubensbekenntnis zu Liebe die Heimat. Etwa 70 Familien wurden von dem gleichfalls zum calvinischen Glauben sich bekennenden Landgrafen in Homburg an den beiden Straßen angesiedelt. Üppig sah es auch in ihren Häusern nicht aus. Man betrachte nur die Häuschen in der Waisenhausgasse! In den beiden Stadtteilen – der Alt- und Neustadt – war die Residenzstadt Homburg schnell durchwandert. Den Mühlgrund und den Auden- und Sodengrund – das heutige Kurparkgelände – füllten bis 1860 unbeschattete Äcker, Gärten und Wiesen.

Mit François Blanc kam endlich der Retter. Er machte aus dem armen Homburg ein reiches Weltbad. 1806 waren François und Louis Blanc als Zwillinge eines kleinen Steuer-

einnehmers in Courthézon in Südfrankreich geboren, hatten sich früh dem Bankgewerbe zugewandt und in Bordeaux und Paris kleine Bankhäuser mit nicht immer sauberen Mitteln betrieben, wie ein gegen sie wegen Bestechung von Telegraphenbeamten eingeleiteter Prozess bewies. Beiden Brüdern war ein unbändiger Erwerbssinn eigen und beherrschte François Blanc bis zur Raserei. Man muss an Hand der „Cahier de Jeu“ seine Arbeit in den Spielsälen beobachten. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit, die kleinsten Dinge erscheinen ihm wichtig, wenn sie Erfolg versprechen. Meister der Organisation und Reklame, lebte er im Geld und für das Geld: als er 1877 – 71jährig – starb, hinterließ er seiner Witwe, der Schusterstochter Luise Hensel aus Friedrichsdorf, ein Barvermögen von 88 Millionen Goldfranc, ungerechnet die Juwelenschätze, mit denen er sie überschüttete, die ungeheuren „Mitgiften“, die er seinen Schwiegersöhnen, dem Fürsten Radziwill und dem Prinzen Bonaparte, in die wenig standesgemäßen Ehen mitgab. Wortwörtlich hatte sich François Blanc die Devise seines Souveräns zu eigen gemacht, des Sohnes von Philipp von Orléans, der sich während der Revolution zusammen mit seinem Vater als Philippe Egalité zu tarnen versuchte: „Messieurs, enrichissez vous!“ – „Meine Herren, werden Sie reich!“ Reich wie er, dem 1848 bei seiner Flucht nach England über 250 Domänen in Frankreich gehörten. Gleich Louis Philippe hielten sich die Blancs an das „juste milieu“ als die richtige Mitte – an die Mitte des nach der Revolution wieder gut verdienenden, durch Tradition unbeschwerten neureichen Bürgertums, das emporstrebend – den besten Weg nach oben über das Geld sah. In seiner schonungslosen Erwerbsgier betrachtete dieser Anhänger dieses Manchestertums auch die menschliche Arbeitskraft nur als Ware. Ich will Sie hier nicht mit einer Schilderung dieses oft recht unsympathischen Bürgertums vor hundert Jahren langweilen. Lesen Sie die Romane Balzacs und Zolas oder von Julius Stinde die „Familie Buchholz“, betrachten Sie die Karikaturen Daumiers, dazu Modebilder der Zeit, und Sie erkennen das eine: sie hatte sehr wenig mit der unsrigen zu tun! Wir lieben die Sonne, jener Generation war sie gleichgültig, ja verhasst. Man stellte Hotel an Hotel an der engen Luisenstraße, dazu die feinsten Gasthöfe und Pensionen an die Promenade nach Norden. Auch das Kurhaus machte davon keine Ausnahme. Seine Hauptfront lag im ewigen Schatten. Bei jedem Sonnenstrahl schnurrten die Markisen herunter, wie man sie auf allen älteren Homburger Bildern noch sieht, wurden die Sonnenschirme gezückt. Drei bis vier Unterröcke unter der Krinoline, die die Kaiserin Eugenie aufbrachte, waren de vigueur, dazu Bleichsucht und Melancholie. Jedes Mädchen nahm zur Wespentaille Eisenpräparate gegen die Blutarmut. Sie gehörten zur gehobenen Lebensstellung der Eltern.

1848 wurde König Louis Philippe gestürzt, 1852 saß Napoleon III. als Kaiser auf dem Thron Frankreichs. Paris war die Ville Lumière, die auch Homburg erleuchtete. Was schon für

das Regime Louis Philippes galt: Korruption, Geldgier, Ausbeutung des kleinen Mannes, religiöse Gleichgültigkeit, platte Vergnügungssucht, wurde unter dem Parvenukaisertum Napoleons III. zur alles beherrschenden Staatsmaxime. Deutlich spiegelte sich diese Entwicklung in der Baugeschichte des Kurhauses zu Hombourg-ès-Monts, 1841 hatte Landgraf Philipp den Pachtvertrag mit den Blancs abgeschlossen. Schon 1843 – nachdem bis dahin das 1835 von Baudirektor Georg Moller erbaute Brunnensälchen an der Brunnenpromenade als Spielsaal diente – war das erste Kurhaus nach den Plänen des französischen, damals in bayrischen Diensten stehenden Baurates Jean Métivier aus Rennes in der Normandie fertig. Noch atmete es den hohen Geist des Klassizismus, den wir noch in dem edlen Musiksaal in der Mitte des Kurhauses genossen. Schon 1850 ließ François Blanc an die beiden Flügel des métivierschen Baues durch J. P. Cluysenaar aus Brüssel zwei scheunenartige Bauten in Form von Wartesälen anfügen. Sie zerstörten bereits die Würde des alten Baues. 1860 brannte einer dieser beiden Seitenbauten ab. So gab François Blanc seinem neuen Baumeister Cluysenaar den Auftrag, die älteren Teile zu einem neuen, wesentlich größeren Kurhaus zu erweitern und mit einem neuen Theater und einem Direktionsbau als Flügel zur Luisenstraße umzubauen. In zwei Jahren war das Riesenwerk vollendet. Das Würzburger Schloss ist etwa doppelt so groß wie das Homburger Kurhaus. Über 70 Jahre wurde an ihm fortlaufend gearbeitet. Was in Würzburg und an allen ähnlichen fürstlichen Bauten in langsamer künstlerischer Gestaltung zu edelster Wohnkultur heranreifte, wurde beim Homburger neuen Kurhaus zum eilig hingefegten Zweckbau, mit dem Geld, viel Geld verdient werden sollte. Jeder Tag kostete ein Vermögen, an dem das Roulette nicht kreiste. Wer waren die Künstler? Kein Balthasar Neumann, kein Georg Moller – es waren Jean Pierre Cluysenaar aus Brüssel als Architekt und eine Reihe unbekannt gebliebener belgischer Maler und Stukkateure, echte Kinder ihrer Zeit, der Zeit des Seconde Empire mit ihrem Kult des Scheins und des Ersatzes. Napoleon gab, was wenige wissen, den französischen Chemikern den Auftrag zur Erfindung der Margarine als Butterersatz für den kleinen Mann. Margarine, Alfenide, Tombak, Cuivrepoli waren die Materialien dieser Zeit, das „So, als ob“ ihr künstlerisches Glaubensbekenntnis, die Kaiserstraße ihr höchster Triumph.

1866 starb einsam im März der letzte Landgraf, der greise Ferdinand in den Dachstuben der Orangerie. Nie hatte er und seine Brüder die Spielsäle betreten – sie machten „gute Miene zum bösen Spiel“. Die Landgrafschaft Hessen-Homburg war wieder zahlungsfähig, aber ohne einen Fürsten. So fiel es 1866 an Darmstadt und schon im gleichen Jahr – als Kriegsbeute – an Preußen. In Preußen war das Glücksspiel verboten. Die Blancs hatten vorgesorgt und bei Zeiten in Monte Carlo im gleich Homburg bankerotten Fürstentümchen Monaco eine zweite Spielbank eröffnet. Erst hier erwiesen sie sich als reinblütige Parvenüs, als die echten Raffkes ihrer Zeit.

Wer je in Monte Carlo die wahrhaft grausige Pracht der Spielsäle erlebte, fühlt meine Ausführungen über das Homburger Kurhaus bestätigt.

1873 hatte in Homburg die Glückskugel ausgerollt. Doch vollzog sich der von vielen Homburgern gefürchtete Übergang zum Heilbar reibungslos. Homburg blieb – getragen von dem Wohlwollen des preußischen, englischen und russischen Hofes, eines der ersten Bäder der Welt. Auch ohne Roulette und Baccarat bequeme sich das gewaltige Kurhaus mit Anstand in diese immer noch großbürgerlich-kapitalistische Welt hinein, wenn auch meist seine allzuvielen Säle leerstanden, und nur noch ahnungslose Gemüter seine billige Pracht bewunderten. Die Schüsse von Sarajewo sollten auch das Kurhaus Homburg schwer verwunden. Endgültig tötete es erst der zweite Weltkrieg. Als düstres Symbol stand der Sarg des letzten Kurinspektors in der Halle des Winterbades, als die Minen des Sprengkommandos die Ruine des Theaterbaus neben ihm zusammenrissen.

Inzwischen hat die Stadtverwaltung für eine stattliche Summe die ganze Front abräumen lassen, mitsamt dem Kurkeller, der so manchen in der bösen Nachkriegszeit mit durchfütterte. Man könnte mit der Verwaltung rechten, ob diese radikale Lösung notwendig oder gar wünschenswert war. Ich stimme ihr zu. Das Homburger Kurhaus, in dessen Direktionszimmer ich selbst zwischen den Möbeln von François Blanc vom März 1944 bis zum März 1945 noch arbeiten durfte, hatte seine Mission erfüllt und war historisch zu Recht gestorben. Künstlerisch war es nicht so wertvoll, als dass man um seinen Verlust wie um den des Würzburger Schlosses trauern müsste. Freie Bahn für ein neues Kurhaus ist geschaffen. Heute legt man uns die Frage vor: Wohin soll man es stellen? Wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, möchte ich die Diskussion mit einer Vorfrage einleiten.

Sie lautet: Ist angesichts der noch ungeklärten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Lage der Neubau eines Kurhauses besonders vordringlich? Sollte man nicht lieber die Mittel – ich schätze 1–2 Millionen – für den Bau von neuzeitlichen Wohn- und Gasträumen für möglichst viele neue Kurgäste aus allen Schichten unserer Bevölkerung verwenden? Anfangs könnte man sich mit behelfsmäßig erstellten Versammlungsräumen begnügen. Nicht die Spieler, sondern die Kurgäste tragen Homburg als Bad. Noch verfügen wir kaum über fünfhundert Gastbetten. Wie soll man mit dieser geringen Zahl ein Bad von der Größe Homburgs wieder aufbauen? Hat man genügend Gäste, so lässt sich der Bau eines neuen Kurhauses wesentlich leichter als heute rechtfertigen.